

derzeit in der Schweiz bekommt, ist durchschnittliche Leistung zu einem überhöhten Preis.“

Gleichwohl suchen jetzt viele Hoteliers die Rettung in Tiefpreisaktionen und Sonderwechsellkursen. In Sörenberg im Kanton Luzern wird jedem, der mindestens drei Nächte bleibt, die Mark eins zu eins gewechselt – was einem Nachlaß von rund 17 Prozent entspricht. Großzügig geben sich auch Orte im Tessin beim Umtausch von Lire und französischen Francs.

Kurzfristig und für einzelne Betriebe mögen Rabatte hilfreich sein, doch an den Grundübeln der Branche – Selbstzufriedenheit, Dilettantismus, Profitgier – ändern sie nichts. Aus Geiz halten manche Hoteliers an Zimmereinrichtungen fest, die jenen eines alten Nervenkrankenhauses ähneln; aus Arroganz sind sie schlechte Gastgeber; aus Trägheit erkennen sie neue touristische Bedürfnisse zu spät – oder mißverstehen sie.

Nur so ist zu erklären, daß der schweizerische Alpenraum zu einem riesigen Spielplatz zu verkommen scheint. Hoteliers und Kurdirektoren versuchen, sich gegenseitig mit Allotria zu übertrumpfen: Je bizarrer, desto besser, glauben sie.

In Engelberg seilen sich Gäste an einer 25-Meter-Hotelfassade ab, im Berner Oberland tun sie das an doppelt so hohen, lotrechten Felswänden – mit dem Bauch voran und dem Blick nach unten. „House Running“ heißt der Spaß.

Noch größer ist der Kick des sogenannten Flying Fox: Über tosendem Wildwasser fliegen die Adrenalin-Süchtigen am Seil wie Tarzan an der Liane von Fels zu Fels. In Châteaux-d'OEx bei Gstaad brettern die Gäste auf Tretrollern mit extrabreiten Reifen über Bergweiden.

Auch für völlig Unsportliche lassen sich die verzweifeltsten Spaßvögel in den Verkehrsvereinen etwas einfallen. Es gibt Alphornbläser-Kurse für Japaner, Fondue-Essen bei Sommerhitze in einer Gondelbahn und Lama-Trekking im Emmental.

Doch der infantile Rummel bringt kaum Besserung, er schädigt eher das Image. Touristen, so beweisen Umfragen, möchten nicht mit muffiger Miene als Devisenbringer, sondern warmherzig und interessiert empfangen werden. Xaver Studer, der Pächter des Grand Hotel National in Luzern, joggt und radelt mit seinen Kunden – ein positives Beispiel. Die Fremden sollen „nicht einfach nur Gast, sondern ein Freund des Hauses“ sein.

Dieses Gefühl verbreitet die Kübliser Bahnhofsgaststätte nicht. 15,20 Franken für zwei Bier mit Schinkenbrot sind ganz schön frech.

Sitten

Wogende Wiese

Endlich: Einem Franzosen gelang die kulturhistorische Rehabilitation der menschlichen Hinterbacken.

Der Schriftsteller beschreibt mit beiden Händen mächtige Rundungen. Die Herausbildung des Hinterns, begeistert sich Jean-Luc Hennig, 50, habe begonnen, als der Mensch sich von allen vieren für immer aufrichtete, und markiere daher den „entscheidenden Durchbruch in unserer Entwicklung“: die Entstehung des Gesäßes als Big Bang der Evolutionsgeschichte.

Seitdem haben Künstler aller Epochen, vorgeschichtliche Höhlenzeichner, griechische Bildhauer, große Maler von Raffael, Rubens, Boucher und Degas bis Picasso und Dalí die Halbkugeln am menschlichen Rückenende mit Lust und Faszination verewigt. Doch bisher, so der Franzose mit dem Stichelhaar auf Kopf und Kinn, habe es an einer Kulturgeschichte des durch Unflätigkeiten diskriminierten, in Wahrheit doch gleichzeitig erotisch und unschuldigen Hinterteils gefehlt.

Nun ist die Lücke endlich geschlossen. Der einstige Professor für Französisch an der Uni Kairo, Journalist und Autor



Altgriechische Aphrodite-Statue
„Ursprüngliche Noblesse“

denkwürdiger Bücher etwa über die Erotik von Obst und Gemüse oder eines frechen „Offenen Briefs an die so guten, so dicken, so tristen Schweizer“ hat der Menschheit eine umfassende Würdigung der Hinterbacken („les fesses“) zugeeignet.

Nach der Lektüre des Buches, so bescheinigte voller Anerkennung der Literaturkritiker André Rollin dem Forscher, setze man sich „nie wieder hin



Po-Kunst im 18. Jahrhundert: „Hinterbacken haben eine Seele“

wie zuvor“. Und das französische Ärzteblatt *Impact Médecin Quotidien* applaudierte, der Po-Apologet habe den Nachweis erbracht, daß „Hinterbacken eine Seele haben“. Andere erkannten das schon früher: Der schwule französische Dichter Jean Genet wollte auf den Wölbungen „sterben wie auf einer wogenden Wiese“.

Die einfühlsame Studie des bekennenden Fetischisten Hennig verkauft sich in Frankreich blendend*; im fernen Kanada begrüßte *La Presse*, daß der Popophile „dem am wenigsten begriffenen Körperteil seine ursprüngliche Noblesse“ zurückgegeben habe. Schon wird das Werk – Deckblatt: ein von Eugène Delacroix meisterlich gepinseltes Hinterteil einer jungen Sklavin – ins Englische, Japanische, Italienische und sogar Hebräische übersetzt.

Eine Übertragung ins Deutsche hingegen stößt sich an einer Schwierigkeit: Für das sanfte, fast zärtliche französische Wort „fesses“ – nur dem Menschen, keinem Tier steht die Vokabel zu – findet sich keine adäquate Formel. „Arsch“, so der von einem deutschen Großvater abstammende Hennig, sei einfach zu vulgär. Hintern oder Gesäß seien eher Begriffe aus der Anatomie. Po mit seinem kindlichen Beiklang werde der Majestät der Rundungen nicht gerecht, deren „wahre Bestimmung das Bett ist“. Im 19. Jahrhundert hießen die Pariser Bordelle auch „magasins des fesses“; eine „affaire de fesses“ ist, noch heute, eine Bettgeschichte, mit der nach angelsächsischer Überzeugung in Frankreich bekanntlich alles endet.



Po-Karikatur (1705): „Sie hat die Hosen an“

MUSEUM DER EROTISCHEN KUNST

Roh nimmt sich auch eine teutonische Tracht Prügel im Vergleich zu ihrem französischen Pendant, „la fessée“, aus. Der Autor weist der Züchtigung Erotik nach und sieht sie gar als einen „Liebesbeweis“. Überliefert ist, wie Mitte des 16. Jahrhunderts die französische Königin Katharina von Medici im Loire-Schloß Chenonceaux sich daran delectierte, in trauter Runde die entblößten Hinterbacken der „schönsten und ehrsamsten Hofdamen“ mit flacher Hand und Rute zu traktieren. Dem Philosophen Jean-Jacques Rousseau (1712 bis 1778) hat seine erste „fessée“, die ihm eine Pfarrerstochter auf den Knabenpo klatsch-

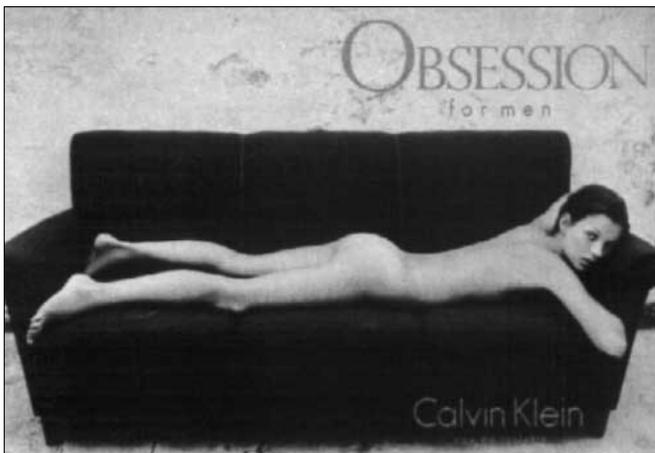
te, nach eigenem Bekenntnis die sexuelle Präferenz „für mein ganzes Leben“ vorgezeichnet.

Die Rehabilitierung des Hinterns war überfällig, seit in mittelalterlichen Darstellungen Teufel sich denselben von Hexen küssen ließen, Bauern ihn zur Abwehr von Blitzschlag zum Fenster hinausstreckten und er für verbale Obszönitäten mißbraucht wurde. Diese Saison ist Hintern in „Les fesses“ und ihnen nachempfundenen Halbmonde dominieren auf Filmplakaten und auf Titelseiten der Illustrierten. Das US-Magazin *Newsweek* konstatierte eine neue französische „Emphasis on the Bottom Line“.

In einem renommierten Pariser Lokal trifft sich regelmäßig eine „Bruderschaft der Ritter von Hinternbetastern“; das ist kein Sexklub, sondern eine vom Allerwertesten faszinierte Ästhetenrunde. Die honorigen Grapscher sehen sich keineswegs als Geistesbrüder des Dichters James Joyce, der 1909 in einem Brief die unter seinem Ansturm „schwitzenden, feisten Hinterbacken“ seiner Gefährtin Nora anhimmelte.

Auch wer es nicht wahrhaben will oder nur verstohlen nach ihnen schielt, lebt nach Hennigs Brevier im Banne des „Gesichts ohne Nase“. Das Liebeszeichen, das Herz, sei ursprünglich von der Rückenansicht einer sitzenden Frau inspiriert. Mütter knabbern lustvoll an Baby-Popos, weil die sich darbieten „wie Pellkartoffeln“. Der Japaner Issei Sagawa erschöß und verkostete 1981 in Paris seine holländische Freundin und schwärmte in seiner grauslichen Autobiographie von der Köstlichkeit ihrer Hinterbackenfilets – „die schmecken so gut wie Thunfisch“.

Im Unterschied zu ihrem launischen Antipoden, dem Gesicht, verstrahlen vor allem jugendliche „fesses“ Heiterkeit. Po-Fan Hennig apodiktisch: „Sie geben uns Kraft, an die Zukunft zu glauben.“ □



VG BILD-KUNST

Textil-Werbung, Man-Ray-Foto (1930): „Nie wieder hinsetzen wie zuvor“

* Jean-Luc Hennig: „Brève histoire des fesses“. Verlag Zulma; 252 Seiten; 110 Francs.